



DIE VERSUCHUNG

Erzählung von Gert Lynch

Der Reisende, der im Gasthof „Zur guten Zeit“ eingekerkert war, hatte die illustrierte liegen gelassen. Der Wirt holte die Leiseville hervor, setzte sich an den Fenstertisch und begann zu blättern. Mitternachts schlief er, rückte die Beille, und hielt das Blatt vor die Nase. „Ja, was ist denn das!“, rief er. „Albina, da schau her, das ist doch der Reder Hans!“

Die Wirtin kam aus der Küche herbei, trocknete die Hände an der Schürze und ergriß das Blatt. „Hast recht“, sagte sie, „das ist der Hans, wie er lebt und lebt!“ Und sie las die Unterschrift laut: „Der Bergführer Johannes Reder rettete unter eigener Lebensgefahr zwei Studenten, die sich versärgen hatten, das Leben.“

„Das freut mich für'n Hans“, sagte der Wirt. „Der wird Augen machen, wenn er sich abgeblüht sieht. Meinst, das ist daheim ill?“

„Ich mein' schon“, sagte das Weib, „meines Wissens hat er heut keine Tour gehabt.“

„Dann gib her“, sagte er, nahm seiner Frau das Blatt aus der Hand, stülpte den Hut auf und ließ davon.

Im Reder-Anwesen, das abseits vom Orte liegt, schlug der Hund an, und als die Gartentür knarrte, freischte die Hahn auf dem Dampfen. Der alte Reder trat aus dem Schuppen.

Der Wirt bot die Zeit. „Ist der Hans dabei?“, fragte er.

„Woher himen?“, sagte der Alte, „der Hans ist drinnen.“

Und der Wirt ging hinein. Der Hans saß auf der Bank und steckte schnell einen Brief in die Hosentasche.

„Ehre ich?“, fragte der Wirt.

„Das nicht“, sagte Hans, „aber was führt dich her?“

„Ich dachte, daß dich dieses hier interessieren wird!“ Der Wirt sog die illustrierte hervor, schlug sie auf und legte sie auf den Tisch.

Hans wollte seinen Augen nicht trauen. „Da hört sich doch alles auf“, sagte er betroffen. „Kommst du die vorstellen, Wirt, wie mein Bild in die Zeitung gelangte?“

„Sehe einfach“, sagte dieser, „jemand hat es halt eingeschnitten!“

„Was du nicht sagst! Jemand hat es halt

eingeschnitten! Diese Weisheit kam ich mir selber von Hosenboden abzuwaschen!“

„Na also“, sagte der Wirt, „dann frag' nicht so dumm.“

Hans lenkte ein. „Entschuldige“, sagte er, „aber der heutige Tag hat's in sich. Alles hat's auf mich abgesehen! Ich weiß kaum mehr, wo mir der Kopf steht. Erst kam der Postkoffer und sprach von einem Ehrenabend, den die Gemeinde mir geben will. Dann kam der Postbote mit einem Einschreiber, und nun kommt auch du noch daher mit diesem Blatte. Du abst nicht, Wirt, wie peinlich mir all das ist. Daß man so viel Aufsehens macht, was' nicht nötig gewesen. Jeder andere Bergführer hätte dasselbe getan.“

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Das glaub' ich nicht“, sagte er. „Und du brauchst wirklich nicht so übertrieben bescheiden zu sein! Was steht denn eigentlich in dem Einschreiber, von dem du sprichst?“

„So fragt man die Bauern aus“, entgegnete Hans, „aber jedenfalls dank' ich dir schon, daß du eigens gekommen bist! Kann ich das Blatt behalten?“

„Gerne nicht“, sagte der Wirt, „ich brauch' es für meine Gäste.“ Und er steckte es wieder ein, klopfte dem Hans auf die Schulter und ging seiner Wege.

Hans stopfte sich eine Pfeife und brannte sie an. Hans holte er wieder den Brief hervor. Jetzt verstehe ich auch, dachte er, wie die Nannie zu meinem Bilde kam. Und er las den Brief nochmals:

„Lieber Hans!

Zünf Jahre bin ich nun fort von der Heimat. Das Heimweh hat mich hier, wo es keine Berge gibt, viel geplagt. Und nicht bloß das Heimweh! Auch an Dich, Hans, habe ich viel zurückgedacht. Weißt Du noch, als wir uns zufällig unter dem alten Ahorn trafen? Ich habe das nie vergessen. Du hast mich damals vor der Heirat mit dem Franden gewarnt, und Du hast recht behalten. Aber das gehört nicht hier her.

Mein Mann ist vor einem Jahre gestorben. Unsere Ehe ist kinderlos geblieben.

Ich führe nun das Geschäft allein weiter.

Auf der Bank habe ich 12 000 Mark. Das Warenlager ist das Doppelte wert. Auch das Haus gehört mir. Seit meine Eltern hier leben, ist es nicht mehr so einsam für mich. Trotzdem macht mir das große Geschäft keine Freude. Es fehlt ein Mann ins Haus. Als alleinlebende Frau kann ich es nicht mehr schaffen. Meine Eltern sind schon zu alt, um noch richtig mitzugehen.

Kürzlich sah ich Dein Bild, Hans. Ich habe es mir ausgeschnitten. Du bist ja nun ein bekannter Bergführer geworden! Ein Landmann, der hier als Retter dient, suchte mich auf und erzählte viel Gutes von Dir, und daß Du immer noch ledig bist.

So will ich denn anfragen, lieber Hans, ob Du Lust hast, mich zu besuchen. Wenn es Dir hier gefallen sollte, so kommst Du für immer dableiben. Ambei 100 Mark für die Reise. Mit herzlichem Grüssen Deine Jugendfreundin

Nannie.“

Hans ging mit dem Brief und dem Hundertmarkschein in die Küche, wo die Mutter am Herd hantierte.

„Das hat vorher der Postbote gebracht, Mutter“, sagte er, „lies mal und sag, wie du darüber denkst.“

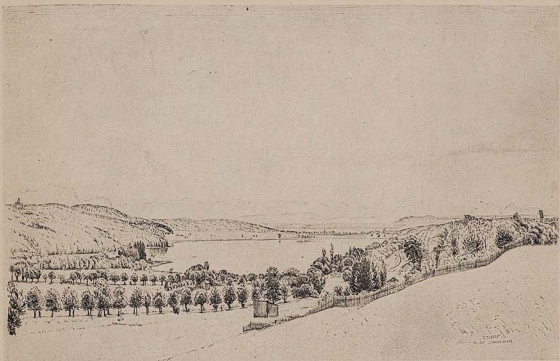
Die Noderin griff zuerst nach dem Schein und hielt ihn gegen das Licht. „Der ist echt!“, sagte sie erstaunt. Dann nahm sie den Brief zu Hand und sah nach der Unterschrift. „Meiner Tren!“ rief sie, „von der Nannie!“ Und sie begann hastig zu lesen, und als sie zu Ende war, begann sie wieder von vorn. Ihre Lippen bewegten sich mit, und die Falten auf ihrer Stirn spielten durcheinander, wie immer, wenn ihr Gemüt sich erregte. „Wer hätte das gedacht!“, sagte sie. „Du bist ja ein Glückspilz, Bub! Natürlich fährtst Du! Wie ich mich freue!“

„Es öffnet das Fenster.“ „Kaver“ rief sie, „komm schnell mal her, der Hans hat einen Brief getrieben!“

„Hoffentlich steht was Geschicktes drin“, sagte der alte Reder und kam zum Fenster.

„Du wirst staunen, Vater“, sagte Hans, „da lies.“

Hinterücks zückte es. „Jessas, die Milch!“, rief die Noderin und eilte zum Herd.



Ammersee

Arthur Huber

Der alte Noder las den Brief bedächtig und brauchte lang, bis er fertig war. Den Hundertter sah er kaum an. Er gab den Brief und Schein zurück und zuckte die Achseln. „Das mußt selbst am besten wissen, Hans“, sagte er, „wie du dich da verhältst. Ich will dir nicht zu- und nicht abreden. War eine laubere Person damals, die Nannie. So eine Gelegenheit, in ein großes Geschäft einzuhaken, wird nicht jedem gegeben. Überleg' dir die Sache reiflich!“

Er haute sich eine Preiße auf den Handrücken, sog sie ins Nasenloch und ging wieder zum Schuppen.

„Hoff recht, Vater“, rief Hans hinterher, „das werd' ich mir sehr überlegen!“

In diesem Tage hatte die Noderin so viel zu besorgen, wie schon lange nicht mehr. Sie mußte zur Kramrein und zur Seidenröhrin. Sie ließ sich von der Frau des Gemeindevorstehers den Roman, den diese aus der Zeitung geschlitten hatte. Sie brachte Stiefel zum Schuster. Und die Noderin, die auf ihren Hans nicht wenig stolz war, machte ganz im Vertrauen so viele Andeutungen, daß bis zum Abend das gesamte Dorf über den Brief von der Nannie Bescheid wußte.

Als der Hans nach dem Angelus-Läuten zum Bader kam, um sich das Haar schneiden zu lassen, erfuhr er zu seinem Verdruss, daß die Mutter gerascht hatte.

„Du bist ja nun ein gemachter Mann, Hans“, sagte der Bader, „ich gratuliere! Und da es sicher das letzte Mal ist, daß du zu mir

zum Haarschneiden kommst, koste es heute nichts. Ich bin dein Freund.“

„Nichts da“, unterbrach der Hans, „du nimmst dein Geld, wie sonst auch, und es ist noch lange nicht sicher, ob dieser Haarschnitt bei dir der letzte ist.“

„Um Gottes Willen“, tat der Bader erschrocken, „du weißt doch das Glück nicht mit Füßen treten? So viel Geld, wie die Nannie hat, kammst du als Bergführer niemals verdienen. Sei kein Narr, Hans, und greif zu!“

„Jetzt sei stach“, sagte Hans, „red' von was anderem, und schau zu, daß du fertig wirst. Hinten kurz schneiden, vorn halblang, wie immer.“

Später ging Hans ins Wirtshaus. Die Kegelbrüder begrüßten ihn mit Gesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, drei Mal hoch!“

„Heut' muß eine Runde ausgehen, Hans“, sagte der Holzer-Sepp, „da hilfst alles nichts.“

„Haßt du ein Mässel“, sagte der Steinbauer Bias, „da können wir alleamt nicht mehr mit!“

„Da ist er ja, unser Hans im Glück“, sagte der Wirt, der mit vollem Bretzlügen in die Kegelbahn trat. „Wann gehst's denn dahin?“

„Wieso?“, fragte Hans.

„Stell' dich nicht so“, entgegnete der Wirt und zog ihn beiseite. „Ich an deiner Stelle“, sagte er leise, „ich wüßt, was ich tät! Zwölftausend in bar, fünfundsiebenzig stecken im Lager, und an die fünfzig im Haus. Nacht nach Adam Riese sterbendachtzig!“

„Als ob es bloß darauf ankäme!“, sagte

Hans, ließ den Wirt stehen und wählte sich eine Kugel. Und das Kegeln begann.

Am anderen Tage hatte Hans beim Seiler im Nachbardorfe zu tun. Er machte sich frühzeitig auf die Beine. Um die Bregge qualmen noch viele Nebel. Grüne Lammengäpfen, an denen die Eichhörnchen geknuspert hatten, lagen auf dem Wege, und die Büsche und Gräser waren tropfnaß vom Tau. Im Osterholz lärmte der Häher, und es roch anheimelnd nach dem Rauch des Holzfeuers, das im nahen Försterhaus brannte.

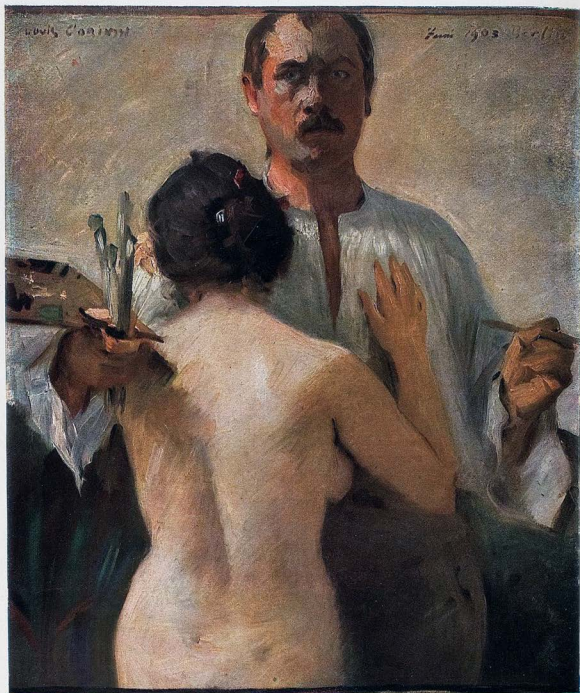
Hans kam heran und konnte durch das offene Fenster ins Zimmer blicken. Die Försterin hatte den Säugling im Arm und gab ihm die Brust.

Hans machte große Schritte, daß er vorbeikam, und in diesem Augenblick fiel die Entscheidung. Er konnte Nannies Vorschlag nicht annehmen!

Mittags, als Hans nach Hause kam, setzte er sich gleich hin und schrieb an die Nannie. Er habe sich überlegt, schrieb er, aber er könne nicht kommen, beim besten Willen nicht. Er bedanke sich für die Ehr und schickte hiermit das Geld zurück.

Und auf alle Fragen und Vorfaltungen antwortete er nur das eine: „Ich mag nicht, weil ich nicht mag!“

Hans obte nicht, daß er durch seinen Verzicht noch ein wirkliches Glückspitz werden sollte: Einige Monate später freite er ein junges Mädchen, das zu ihm paßte.



Der Maler und sein Modell

Lovis Corinth †



TANGO 1912

Von Sigmund v. Radecki

Aus dem reizenden Buch Radeckis: „Nebenbei bemerkt“ mit Erlaubnis des Verlages für Kulturpolitik Berlin

Illustriert von Maçon

Im Generalanzeiger stand folgende fettgedruckte Anzeige:

„Im Saal des städtischen Bräuhäuses beginnt am 1. Oktober 1912, um 5 Uhr nachmittags, mein vierwöchiger Lebenskursus im neuen Modetanz Tango.“

Und zahlreiche Beteiligung bitter

Tanzlehrer Tzschärgé.“

Schreiber dieses ist in der Lage, hierzu einige Erläuterungen zu liefern. Die ganze Stadt war baff. Zwanzig Jahre lang hatte Tzschärgé ihr mit gekrümmten Beinen und einer gewissen Meißner Porzellangrazie Polka-Papillen, Rheinländer und sogar „Konten“ beigebracht. Dazu „Umgangsformen“, was damals noch ein ganz anständiges Wort war. Doch in letzter Zeit begann sich da irgendein Nagergeipens auf seinem Parkett zu spielen. Tzschärgé legte wie hartnäckig dessen Existenz, baute auf die eigene Mitgliedschaft bei der Schlachaffia und versicherte zum 10ten Male, bei seiner Hochzeit auf einem mittleren Suppenteller Balzer getanzt zu haben — das sollten ihn die Herren doch nachmachen! Hatte man ihn gefragt: „Was halten Sie vom Zwofep, Herr Tzschärgé?“, so machte er bloß eine Bewegung mit dem Kinn aus dem Stuhlragen heraus. Fragte man mit der Grausamkeit der Jugend weiter: „Und was halten Sie vom Dnsfep?“, so sagte er gar nichts, aber bei der dritten Attacke: „Und was ist's mit dem Bärentanz?“, brach er dem doch los. Das seien keine Tänze! Bären und Trauhähne seien Tiere, keine Tanzlehrer. Ein Mädchen um die Schulter nehmen und schweren Teufels vorwärtsklampfen wie ein Kiphsaltarbeiter — das könne jeder. Balzer wegen den Taft tanzen und dazu noch die Partnerin plötzlich wie zu einer schweren nordischen Operation zurückbiegen — das mache

er nicht mit! Er nicht, der doch bei seiner eigenen Hochzeit ... und dann kam wieder der mittlere Suppenteller.

Selbst seine Schnurbarthaare zitterten. Auch die weißte Berufskrawatte hatte sich verschoben. Doch hinter der Tapete seines Selbstbewußtseins vollführte irgendein Tierchen diskrete Nagergeräusche, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Mühte es doch so kommen, daß gerade um diese Zeit die Leute plötzlich anfangen, alles eilig zu malen — sogar das, was offensichtlich rund ist, zum Beispiel eine Frau oder ein Velociped-Rennen! Und auch Gedächtnis zu machen ohne Sinn und Remma, aus lauter aneinandergereihten, eit laziigen Worten! Und dann die



Hofenröde ... Nein, da stimmt was nicht ... Tanzlehrer Tzschärgé fühlte, daß irgend etwas Schußliches langsam heran kam. Was, wußte er nicht ...

Und auf einmal brach dann der Wahnsinn los. Wie immer, fing er zuerst mit einem unscheinbaren Wörtchen an: „Tango“. Was es bedrante, wußte der Teufel. Die Journale — man hielt sich doch auf dem laufenden — die Journale verschluckten sich fast an dem Wort: Tango beim Diner, Tango-Lee, Tango im Bahn-coupe, schon gab es Tangofiguren, Tangoschleppen und sogar ein gewisses Tangobraun, das Tzschärgé schon mit geschlossenen Augen unangenehm war. Gezielte Namen, wie El Choclo, El Castigo und El Terribiliste schwierten durch die Spalten. Das Gräulein im Grammophon-laden, die dünne Putz, tief hingerissen: „Nur Puppchen und Tango wird noch gekauft — Tango und Puppchen — Puppchen und Tango!“

Tzschärgé fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Doch gerade das darf ein Tanzlehrer nicht! Obst nur nicht mit der Mode, so trippelt sie über ihn hinweg, si done. Er beschloß, in die nächste Stadt zu fahren, um herauszu-bekommen, „was eigentlich los sei.“ Aber die dortigen Kollegen zuckten bloß darüber die Achseln. Einer riet ihm ironisch, nach Paris zu fahren.

Da nun entschloß sich Tzschärgé zu etwas, wofür er sonst tiefste Verachtung gehabt dort, in der Nachbarstadt kaufte er sich heimlich ein Buch, das er im Schaufenster gesehen hatte — „Selbstunterricht im modernen Tanz, Dnsfep, Dnsfep, Tango. Mit graphischer Anleitung.“ Er bogte das Buch unwillkürlich. Da war neuerdings sehr eine Partie aufgetaucht, die alles aus 30 Pfennig-Bändchen lernte, das ganze Leben, Archäologie, Maschinenlehre — und nun



auch Tansen. Auf der Rückfahrt blätterte er es durch, sozusagen Tange in Bahnroupe. Im dem Buch standen Fußklappen wie auf frisch-gefallenen Schnee; die waren durch punktierte Karven verbunden. Darunter las er: Fig. 1: Die Grundstellung; Fig. 2: Die Promenade; Fig. 3: Die Acht; und vieles andere. Tischege stand die Schwertschneide auf der Ellen. Doch mit dem Mut der Verzweiflung beschloß, den in spanischen Stiel bei den Hören zu packen. Er beschloß, wenn man so sagen darf, ein gemeiner Keil zu werden. Ubrte eine Woche lang zu Hause (gegen seine Überzeugung) genau nach den Fußklappen — und rückte dann die Anzeige im Generalanzeiger ein.

Um 5 Uhr nachmittags fand Tischege mit weißer Weste und lebenden Schmutzspitzen im Saal des Städtischen Bräuhäuses versammelt. Das Kopfsaar teug er flott über die Wäsche gekämmt, eine sogenannte innere Anklebe. Daneben saß sein Tapeur, ein schwedischer Mann im fetigen Bratenrock, der immer ein Glas Helles aus dem Kavier ziehen hatte. Und sie kamen, sie kamen: Neun Herren und sechs Damen (was sich sogar reimt), darunter Akademiker, bitte... Es waren sozusagen sämtliche Copist rum novarum der ganzen Stadt, insbesondere auch die Inhaberin eines Escholdenengeschäfts. Zwei von den modernsten aber, Herr Yumichau und Herr Tischege, waren insgeheim Todfeinde und gaben sich kalt die Hand. Tischege erklärte in kurzer Begrüßungsrede, daß der Tango sehr schwer sei, und daß er vor allem Wert auf die Grundfiguren lege. Dann klatschte er in die Hühnerhandhübe, und der Tapeur verfiel in hämmenden Musikflüster, bitte... Es begann.

Dieser überwöchige Lehrkursus verlief nicht ungetrüb. Ich will nichts davon sagen, daß

unter den überzähligen Herren meist die beiden Todfeinde, Yumichau und Tischege, mit einander tanzten musten, ja wohl mußten, aus Genuß — was eine Tragödie war, weil es zugleich Furcht und Mitleid erregte —, nein, aber gegen Mitte des Kurses tauchte bei einigen ein scheinbarer Verdacht auf: daß das gar nicht Tango sei! Mit bösen Gesichtern machten sie die vorgeschriebenen Bewegungen, die allzu stark an Polka-Papillon erinnerten... In der dritten Woche aber merkten diese Unzufriedenen, daß Tischege nach dem Unterricht mit der Escholdendame und einigen andern stets tischelnd bejammeln ließ. Man entzündete Epione. Eine kränkelnde Verschörrung kam aus Licht: um endgültig zu beweisen, daß er streng modern sei, wollte Tischege mit drei ausgewählten Paaren der ganzen Stadt den Tango vorantzen! Gegen Eintrittsgeld. Neidzerstossen kamen die übrigen, die Verschörrungen, jetzt regelmäßig im „Kürstl Bismarck“ zusammen und gründeten so etwas wie einen Verein für Raube und Heimzahlung. Selbst Yumichau und Tischege schlossen oberflächlich Freundschaft.

Wie aber lasen mit angehaltenem Atem im Generalanzeiger:

„Am 3. November, 8 Uhr abends, wird im Saale des Städtischen Bräuhäuses der neue Modetanz Tango von neuen Schülern und Schülerinnen gegeben.“

Um zahlreichen Besuch bittet
Tanzlehrer Tischege. Entree 30 Pfg.“

Der Saal wurde festlich erleuchtet. Rings an den Wänden, um die Tische mit rotenumflerten Tischstühlen, saß die ganze Studentenschaft, trank Helles und schien allesband zu erwarten.

Der Tapeur trat ein, stellte ein Gläsernes Kirch aufs Kavier und spielte dröhnend „Einzug der Götter in Walhall“ — während Tischege jetzt die drei erdötenden Paare mit knurren Atem herbeiführte. Die Handhübe läßt absteifend, begann er nun eine streng dezente Ansprache, in der er auf die kulturelle Bedeutung des Tanges hinwies und dabei betonte, daß dieser entzückende Tanz aber auch

richtig getanzt sein wolle — nur sozusagen Unterrichts, Arbeit, meine Herren, Arbeit und wieder Arbeit könne dazu führen! Dann klatschte er in die Hände, der Tapeur jaht, vom Kirch geschüttelt, auf die Tasten, und die Vorführung begann.

Was nun folgte, war etwas Unabsehbliches. Die Paare hatten, bräunlich geschminkt, wie zu einem Eschellauß Posto gefaßt. Die feierliche Gänge und drei antonisierte Gesichtsausdrücke begannen jetzt steif, wie auf punktierten Karven, hin und her zu klapfen, zu knirschen, irgendwelche idiotische Bewegungen zu machen, schauten dann immer wieder ängstlich auf Tischege (der ermunternd nickte), und fuhren in diesem ihren Tanz, den es nie gegeben hatte, mit verbissener Grazie fort...

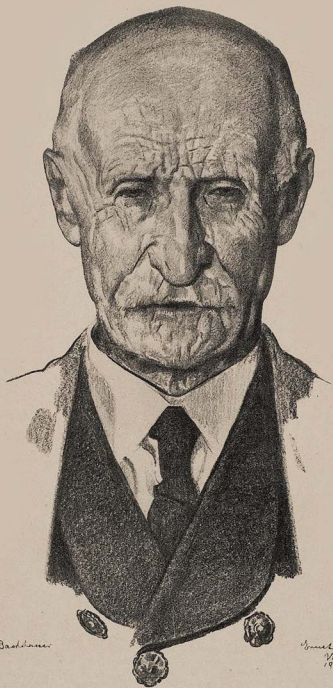
Anfangs startete alles atemlos: das war ja unheimlich, das war gespenstisch. Dann rollte von der Ecke her ein Gelächter heran, das langsam zur Höhe des Saales anjoholl, bis endlich auch die rotblichen Tische wackelten. Mit fliegenden Schöpfen suchte Tischege zu beschwichtigen: die Handhübe in der Hand, ging er die Tische entlang, nickte mit dem Kopf und jagte fortwährend: „Erst selber machen, dann reden...“ Erst selber machen, dann reden... Aber schon ging einer feummelnig in fünf Meter Abstand hinter ihn her und imitierte wie eine Schiffsbudenfigur: „Erst selber machen, dann reden...“ Arbeiten, meine Herren, arbeiten und wieder arbeiten...“

Und diesem Augenblick — die Paare tanzten lösch weiter — plätschte die Bombe der Gegenverschörrung. Die Mäntel abstreifend, fand plötzlich ein bronzebraunes, schwarzhaariges Paard auf dem Parkett (ein argentinischer Student mit seinem Liebchen, den die Jungens eigens per Lastauto aus Mittelweida hergeholt hatten).

Und die tanzten nun vielleicht wirklich Tango.

Das waren feine Fußklappen mehr im Schnee, das waren zwei Flammen, die einander entgegenloierten. Kagenhaft, jeden Laß der Müst ausnehmend, wanden sich die zwei Leiber im Kreis, gaben sich frei, schmeigten sich einander an, knickten unmerklich in den Entropfen zusammen, und gehorchten so heiß dem Rhythmus, als ob die Klaviermusik von ihren Gliedern angänge. Die tanzten mit dem Tod in der Tasche, das sah man. Und das Mädchen hatte noch dazu eine Nelke im Mundwinkel hängen. Die Escholdendame war zur Escholden erstarbt; der Tapeur wagte nicht, die Müst abzugeben: solange die beiden da mit nimmermüder Tangier sich geföhlich anpaßten und umpaßten, wie wenn die ganze Welt aus der Welt verschwinden würde...

Dann aber brach ein Sturm der Begeisterung los, der das Städtische Bräuhaus in seinen Grundfesten erzittern machte. Sie tobten, sie schrien, sie hoben das Mädchen auf die Schultern, sie hoben das Mädchen auf die Schultern, das noch immer die Nelke im Mundwinkel hängen hatte... Man erschloß, daß das Ganze dann in ein Püner-Bauchsalz ausgeht ist — Tischege seinerseits schloß hingegen die Abendtafel, erklärte, daß der Tango jedenfalls gefest habe, und ging still nach Hause. Und das merkwürdige: schon nach sechs Wochen war er seinem Kursus mit Erfolg wiederholt! Die tanzten heute dort alle so.



Herr Bachbauer

Ernst Liebermann
München
19. 10. 36

Der Bachbauer

Ernst Liebermann



Reichsautobahn

Wolf Panizza

Das Phantom von Marseille

Von Jean Cocteau

Seit vier Tagen lebte Achill als Frau verkleidet in den Frauengemächern. Aber es handelt sich hier nicht um den Achill der Legende und ihr bekommt keine griechische Erzählung vorgelesen. Der Achill, von dem ich auch berichte, war Araber, seine Mutter Marzellein; er war zwanzig Jahre alt und sah aus wie fünfzehn. Sein bartloses, gemischtes Gesicht, seine schlanken Hüften, seine schmalen Gelenke erlaubten es diesen jungen Schlingel glänzend, Kleider einer Mode zu tragen, durch die sich die Frau dem Epheben anzugleichen versucht. Wie müssen eingesehen, daß er sich verstellte, oder genauer, daß man ihn verstellte, ihn den Nachforschungen der Polizei entzog; daß diese von einer Frau namens Marthe ausgeformene List deren Gefährtinnen herzlich belustigte und daß diese Gefährtinnen und diese Rachel, weit weniger beliebt als unser Held, ihn mit ihrem Lachen in einem geheimen Kämmerchen eines übel beleuchteten Hauses in Marseille umgaben.

Marthe liebte Achill. Achill liebte sie. Er trug gerade (soviel an grausamer Gleichgültigkeit zur Schau, wie nötig war, um seine Rolle in dieser Umwelt zu spielen, einer Umwelt, in der, außer bei seltenen Gelegenheiten, Färllichkeit nicht gezeigt wird.

Das Unglück hat es gewollt, daß sich Achill von Viktor (einem Kameraden) zu einem Einbruch verleiten ließ und daß, als die Polizei ihn suchte, Marthe und ihre Kolleginnen die Kühnheit hatten, ihn zu verkleiden und unter ihre Truppe einzuschmuggeln. Madame, durch die Liebenswürdigkeit Achills gewonnen, machte sich zur Mischuldigen der Kriegslust und seit vier Tagen suchte man Achill, der, wie der Achilles der Mythologie, in Frauenkleidern im Frauengemach verborgen war.

Ende haben auch die besten Dinge ein Ende! Madame sah eine Hausjüngung voraus und es wurde beschlossen, daß unser Held die „Rote Catherine“ verlassen und sich in den dunklen Gassen herumtreiben sollte, bis neue Weisung erfolgte.

Die ersten Schritte auf der Straße belustigten Achill. Die Verkleidung gab seiner Flucht etwas Karnevaleskisches und die Drolligkeit verbat ihm das Dazwischen. Er verbrachte es ihm so gut, daß er sich gegen acht Uhr abends erst auf den Kai und dann mitten auf die Gassebühne hinauswagte. Dort war es, daß er Marthe auf dem Gehsteig erblickte. Im Bestreben, ihr auszuweichen, flüchtete er auf die Fußbahn. Der erste Blick eines Verkehrshunnamers erinnerte ihn, daß die Riesenschritte, die er soeben

gemacht hatte, nicht sehr zu seiner derzeitigen Aufmachung passen dürften. Er wollte zu rasch den Schritt wechseln, zauderte, geriet in den Verkehrstrom Marzelles, der berührt ist ob seiner Unordnung, und straubelte, überfahren fast von einer Limousine.

Er fand sich im Handumdrehen inmitten einer gestulerten Menschenmenge, emporgehoben von den starken Armen des Chauffeurs der Limousine, und auf die Polizei neben einem sehr würdigen Herrn niedergelassen, der mit einer Hand dem Chauffeur ein Zeichen gab, weiterzufahren, und mit der anderen der Menge und dem Polizisten bedeutete, daß der Zwischenfall zu Ende sei, man auseinandergehen und andere Verstärkungen suchen könne.

Der Eigentümer der Limousine, Herr Kabrer, Maréchal, besaß eines der bedeutendsten Verengungen Marzelles, und befand sich auf dem Heimweg aus seinem Klub. Er glaubte, unter dem Einfluß einer sehr natürlichen Regung der Menschlichkeit gehandelt zu haben, während der riesige Wagen der Straße am Meer entlang glitt, streichelte er Achills Hände, fragte ihn, ob er verletzt sei, ob er noch etwas von seinem Sturz spüre. Achill war nie verlegen, wenn es sich darum handelte, ein Märchen zu erfinden. Er spielte seine Rolle bewunderns-

wert. Er seufzte, schalt sich über, gab sich für ein armes Mädchen namens Lilly aus, wandte den Kopf weg, als er von seinem Sturz sprach, so daß sich dieser Sturz als ein versuchter Selbstmord darstellen konnte, sprach von seiner Einsamkeit und seinem Abscheu vor den Lebensmöglichkeiten, die sich den jungen Damen bieten, deren Familie geflohen ist, kurz, rühete diesen wackeren Herrn Fabre-Marcéchal so sehr, daß dieser brave Mann sich fragte, ob nicht das Schicksal ihm einen Fingerzeig gegeben und das gefühlvolle Herz, das er unter seiner Jacke eines Kameliencaters verbarg, nicht endlich eine Gelegenheit gefunden habe, zu sprechen. Fabre-Marcéchal hatte eine Frau, zwei Töchter und einen Sohn. Diese Persönlichkeiten befanden sich zurzeit in Pourville. Fabre-Marcéchal genoß sein Junggesellendasein und seufzte beim Gedanken an sein Absteigquartier, das er leer unterhielt und das er eines Tags für irgend einen Traum zu nutzen gedachte. Er träumte, erwartete, hoffte . . . und sah da, wie mit einem Schlag und wie von einer Fee herbeigezaubert, saß jetzt ein junges Mädchen in seinem Wagen, ein Vögeln von Mädchen, ein junges Geschöpf, so sanft, so blond, so märchenhaft wie Melisande.

Fabre-Marcéchal hielt seine Eroberung für würdig, seine noch jungfräuliche Wohnung einzuweihen. So kam es, daß Achill plötzlich, statt gefährdet unter den Blicken der Polizei herum-

zustrolchen, inmitten eines Luxus strandete, der lang und liebevoll von einem reichen Industriellen vorbereitet worden war, um ein Jodel zu vergolden und zu vergästen.

Sein Plan war nicht vergewickt: Wenn er mich antreibt, sagte er sich, packe ich ihn, haue ihn nieder, erleichtere ihn um seine Brieftasche und nehme Reißaus.

Aber Fabre-Marcéchal hatte es anders beabsichtigt. Und im Verlauf der Unterhaltung, angesichts des achtungsvollen Betragens des Siebzighährigen, änderte Achill seine Pläne. Nach einigen Stunden handelte es sich um nichts anderes mehr, als „Lilly“ unterzubringen, es ihr wehlich zu machen, sie durch die alte Hausmeisterin bedienen zu lassen und die Minute zu erwarten, in der es dank seinen kleinen Aufmerksamkeiten Fabre-Marcéchal gelingen würde, das Eis zu schmelzen, eine berechtigte Scham zu besiegen und seine Glat gekrönt zu sehen.

„Sie verstehen“, hatte Achill gesagt, „mit Ihnen ist es nicht wie mit andern. Ich möchte Ihnen nicht den Kopf verdrehen und Ihnen etwas vormachen. Sie wenden sich an mein Herz . . . ich warte, bis mein Herz antwortet.“ Man sieht, daß er Lebensart besaß und sich aus der Geisteswelt zu ziehen wußte.

Ich füge hinzu, daß Fabre-Marcéchal, trunken von Liebe und Vertrauen, Lilly fragte, ob sie nicht eine Freundin kenne, die ihr als Jofe dienen könne und daß unser Held, indem er blind der

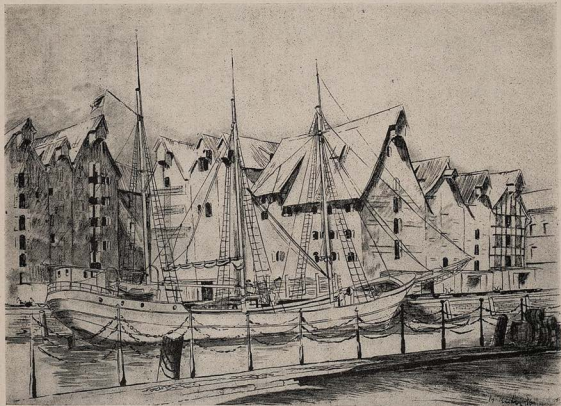
Linie der Opera buffa folgte, die Dienstleistung Marthes vorschlug und zugestimmt erhielt.

Ich lasse die Überraschung Marthes abglen, die tollen Lachsausbüchse des Paares und die bescheidenen Szenen, die der arme Industrielle hätte überraschen können, wenn er nicht einen erstaunlichen Laft in der Innhaltung des Stundenplans seiner Besuche an den Tag gelegt hätte.

Die ausgefallene Lage dauerte fort. Das Pärchen wiegte sich in Sicherheit. Die Polizei beruhigte sich. Fabre-Marcéchal hoffte. Freilich färbte sich seit einer Woche seine Hoffnung mit einer leisen Ungeduld, denn er sah nicht ohne Furcht den Zeitpunkt nahen, wenn die Seinen zurückkommen würden und befürchtete mit Recht die Verwicklungen eines Doppellebens.

Marthe fühlte diese Ungeduld. Unverzüglich rief sie dem jungen Mann, die Bügel ein wenig zu lockern und zum Beispiel einen „Ausgang“ vorzuschlagen, was der Eitelkeit des Heiratschmiedens schmeicheln würde. Dieser Ausgang war äußerst gefährlich. Achill wagte ihn. Man sah sie zusammen, man tuschelte.

Die Dinge wurden so gespannt, so unbalancierbar, daß Marthe, weniger sorglos, der Sache ein Ende zu machen beschloß. Es galt eine Waise zu kaufen (man weiß nie!) und jetzt, da Achill ein kleines Vermögen an Schmuck besaß, einen plötzlichen Überfall zu wagen, wobei der arme Industrielle gefesselt, gefesselt und allein eine Nacht inmitten der Ruinen seines Traums ver-



Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuezeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

bringen würde. Dieses Vorhaben stimmte Achill äußerst düßer.

Das Paar wählte für die Ausführung einen Abend, an dem Fabre-Marcéchal, stolz auf seine Eroberung, diese in eine Art Zerstörung ausübte. Marthe sollte auf ihre Heimkunft warten, die Waffe in der Tasche ihres Schürzens.

Das Tanzlokal war voll Menschen und Gedränge. Niemand wagte sich dem geheimnisvollen Tisch zu nähern, an dem Fabre-Marcéchal seinen Triumph genoß. Achill, der sich nicht mehr um seine Rolle kümmerte, bot den Zuschauern einen entsetzten Anblick. Tatsache ist, daß Achill unter seiner Schminke, seinen falschen Augenwimpern und seinen Schleiern ein mehr und mehr jugendhaftes Geßalten an den Tag legte. Er hörte nicht mehr auf die Kapelle, sah nicht die Luft, achtete nicht mehr auf die bunten farbigen Papierbälle. Das Herz von einer unumkehrbaren Traurigkeit bedrückt, unfähig, die Abneigung zu verbergen, die er gegen seine schmähliche Unabänderlichkeit empfand, hing er selbstamen Dingen hin nach, doch sah sich, wie er Maréchal in den Wagen folgte, sich ihm zu fügen warf, ihm alles einfland, ihn bat, gültig zu sein, ihn wie einen Sohn zu behalten. Er würde Maréchal die Wahrheit eingestehen! Maréchal würde ihn nicht davonjagen, würde verstehen, verstehen... Er hatte eine gute Seele, ein sanftes Herz... Ein Zusammenstößen und Achill fand sich wieder in der Tanzdele, angestreift von den Längen, angeblödt von dem ein

wenig angetrunkenen Maréchal, gemustert von hunderten Augen. „Gehen wir“, sagte er.

Oben auf der Marmortreppe, die in die Halle hinunterführte, war es, daß die Katastrophe eintrat. Achill, in Gedanken verloren, wenig seiner Rolle einer eleganten Frau eingedenk, hatte sich soeben seinen Pelzmantel um die Schultern legen lassen, als er unten auf einem der Abgänge der mächtigen Treppe Viktor, seinen Mißshuldigen am Einbruch, in der Uniform eines Esstijungs erkannte. Das weitere spielte sich so rasch ab, daß ich zu einer Art Zeitlupe greifen muß, um es zu beschreiben.

Nach einem Schrei: Viktor! und einem schrillen Pfiff, hervorgebracht durch das Hineinstellen — selbst anjucken! — ringgeschmückter Jünger in knallrote Lippen, schwang sich Achill, als rüde er auf dem Akt selbst, im Reifsch auf das Marmorgeländer und entglitt den offenen Mündern des Hoteldirektors und Fabre-Marcéchals. Der arme Kerl, Opfer der Reflexhandlung eines Straßenjüngers, in seine Träume und seine Rinde verwickelt, hatte nicht an diese Behinderungen gedacht. Was genau geschah? Man hörte schreien und rufen, von einer Sekunde auf die andere, wandelte sich diese himmlische Gleichgültigkeit in etwas Furchtbares, Verhängnisvolles, Regloses, Blutüberströmtes, Erdrückendes, der ewigen Stille der Zerstörung Geweihtes.

Die Menge stürzte herzu. Fabre-Marcéchal, Stufe um Stufe, den Föhler in Unordnung, stieg hinunter zu einem Föhler aus Föhnen-

federn und Schleiern, einem kleinen Erpas, das zerstückt am Boden lag, und über dessen Rettung jetzt kein Zweifel mehr bestehen konnte. Ein weißes Tuch war über den Körper gebreitet worden, aber jedermann hatte Zeit gehabt, sich am Anblick des Industriellen zu weiden, der mit aufgeschissenen Augen auf die entsehlerte Gestalt starrte. Verfolgt von einem anjünglichen Geflüster, ging Maréchal zu seinem Wagen. Einem umso spöttischeren Geflüster, als der Unglückliche Viktor mit sich entsehlerte, einjüngliche Vereinnahmung von Möglichen und Unmöglichen, diese letzte Antiquare im Kostüm eines Esstijungs.

Im Wagen, während der Kopf Maréchals auf seiner Brust rollte wie der Kopf eines Entsehlerten, redete Viktor und redete. „Machen Sie sich nichts daraus“, erklärte dieser Optimist. „Es gibt nicht nur diesen armen Achill auf der Welt. Sie werden sich trösten. Ich, zum Beispiel, wenn Sie mich so anschauen, sehe nach nichts aus; aber wenn ich mich als Frau anjehle, Sie würden jagen Marlene Dietrich!“

Man kam an, hing hinauf, läutete. Marthe lauerte auf dieses Räuten, im höchsten Grad der Nervosität. Als sie den Mund aufstan wollte: „Ob die keine Mähe“, erklärte Viktor: „Der Herr weiß alles.“

Der Herr wußte nichts, begriff nichts. Er schreiet, hingestreckter in seinen Lebensstil, sah er der Reihe nach stumpfsinnig Viktor an, dann Marthe, die Möbel, die spukhafte Einrichtung, die hier zusammengetragen worden war in der unklaren Hoffnung, hier glücklich zu leben. Eine dicke Träne rollte seinem Nasenflügel entlang, bestete sich an die Haare des grauen Schnurrbarts.

Marthe sah die Träne und mißverstand sie. Viktor hatte sie jeben die Augen geöffnet. Voll Esstijuch riß sie den Revolver heraus, zielte, schuß.

Man kennt den Skandal der Vernehmungsbildung. Vom Untersuchungsrichter befragt, jagte Marthe aus, daß sie ihre Tat bereuen möchte im Hinblick darauf, daß Maréchal ein braver Kerl gewesen, aber daß sie im Grunde nichts bereue, da sie nicht leben könne ohne Achill und daß dieser arme Herr auch nicht hätte leben können, „verliebt wie er laut Protokoll war in ein Phantom.“

Berechtigte Übertragung
von Hans B. Wagenfiel.

Original-Aphorismen

Von Johann Diederich Warten

Es gibt Zeiten, die weder durch Arbeit noch durch Aussehensweisen, sondern nur durch Stimmung zu überwinden sind.

Dit ist das Falscheste was man tun kann, daß man das „Richtige“ tut.

Wie schwer wird doch dem Menschen jede Lage... von der er sich keinen Vorteil verjpricht!

Einer Jugend voller Illusionen folgt immer ein Alter voller Enttäuschungen.

Sonntagsmorgen in der kleinen Stadt

Von Else Rußel

Die Häuser erheben fromm die Gesichter,
die grünen Büsche umschmiegen sie dichter —
Glockenton wandelt groß durch die Stadt.

Fußgängerschritte beginnen zu tappen.
Behutsam hört man die Haustüren klappen.
Im Glockenturm schreiten die Menschen der Stadt.

Bald ist das Tönen verstummt im Morgen.
Es knien die Beter in Stille geborgen.
Ein tieferes Atmen geht durch die Stadt.

Da sind die Häuser lichter gelegen!
Man sieht, wie die Büsche sich wohligh bewegen.
Es tanzt die Sonne allein durch die Stadt.

Und es klirrt wie von tausend silbernen Gabelchen,
da plötzlich die Vögel mit zwitschernden Schnäbelchen
Frühlicht speisen in der Halle des Tags.

Eine alte Fabel

Ein Affe wurde von einem Tiger gepackt. Völl Angst und Schrecken
schlehte er: „Oh, schone mich! Was hast du an mir?! Sieh doch wie mager
ich bin! Und kein Fleisch schmeckt schlechter als meines! Oh mich frei!
Ich zeige dir einen fetten Esel, der dir viel besser schmecken wird!“ —
Der Tiger willigte ein, und der Affe führte ihn zu dem Esel, der an einen

Baum gebunden war. Als der Esel den Tiger erblickte, geriet er in die
größte Angst, aber er beherrschte sich sofort und schrie den Affen in
fürchterlichem Grimme an: „Was soll das heißen, Affe?! Du bringst mich
nur e i n e n Tiger? Du weißt doch, daß ich z w e i zum Frühstück nötig
habe!“ Der Tiger hörte dies mit Entsetzen, machte einen Sprung nach
rückwärts und floh in die Dschungeln zurück. W.



Phantasie

Max Mayrshofer



„In Deutschland haben sie nicht einmal das Recht, zu streiken!“
„Merde, dafür haben wir das Recht, zu verhungern.“

Liebe Jugend

Der zweite Offizier des schottischen Dampfers „K“, der in Newyork lag, packte die Schiffs- kasse, einen bösen Räucher und Kraker, in seinen Ledertoffer und ging an Land. Als er den Pierschuppen an der 44. Straße verlassen wollte, wurde er von einem Zollbeamten fest- gehalten. Dieser verlangte, daß der Schiffs- mann den Koffer öffnen solle. Der weigerte sich. In dem Koffer sei die Schiffs- kasse, die er von einem Tierarzt unterzuchen lassen wollte. Der Beamte bestand aber darauf, den Koffer- inhalt zu sehen. Der Offizier öffnete also den Koffer, und heraus sauste mit bösem Krachen der Rater und lief zum Schiff zurück. Der zweite rannte hinterher. Nach einigen Minuten kam er wieder mit dem Koffer zu dem Zollner und fragte, ob er ihm den Inhalt noch einmal zeigen solle. Der sagte: „Sichern Sie sich mit dem Vieß zum Zensel!“ Der Offizier verließ also das Hafengebiet und ging in seine alte Stammkneipe, aber nicht zum Tierarzt, denn diesmal hatte er statt der Kasse 10 Flaschen Black-and-White-Whisky über die Jollinie gebracht. C. E. B.

Der freundliche alte Pastor M. stattete den Inassen der Stefanianstalt in B. wie alljährlich

seinen Weihnachtsbesuch ab. Einen Gefangenen, der sehr niedergeschlagen und traurig aussah, fragte er: „Warum sind Sie hier, lieber Mann?“

Der Gefangene hob seinen Kopf: „Nur wegen einer Kleinigkeit, Herr Pastor.“

„Wollen Sie mir nicht sagen, was es ist?“

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, die Leute hier halten leider alle Türen verschlossen.“

C. E. B.

Ein unfreundlicher Gatte

Frau Blank, die Gattin eines Gerichts- präsidanten, hatte das Pech, zu einer ungünstigen Zeit ihre Köchin zu verlieren. Das war zwar ärgerlich, aber es brachte sie doch nicht aus der Fassung, da sie sehr haushälterisch veranlagt war. Kurz entschlossen, stellte sie sich wieder an den Kochherd, wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe, als sie noch die Frau eines kleinen Affektors gewesen war und sich keine Köchin leisten konnte. Der Präsidenten fühlte sich wie in den Fitterröden, nannte sie wieder „Schäfschen“ und war, wenn er sich zum Essen niedersetzte, hatte, über alles entzückt, was sie ihm hinstellte.

Bismarck und das eiserne Kreuz

Von F. Silberstein

Ein Großherzog sprach sich eines Tages 1870/71 im Gespräch mit Bismarck tadelnd über die allzu reichliche Verteilung des Eisernen Kreuzes aus. Der Kanzler aber meinte mit ironischen Lächeln:

„Die Verteilung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Grün- den: entweder haben es die damit Gekrönten wirklich verdient, dann läßt sich nichts dagegen sagen; oder aber es wurde ledig- lich aus Gründen der Höflichkeit verliehen, wie Ew. Durchlaucht und mir, und dann läßt sich auch nicht gut etwas dagegen ein- wenden!“

Und der großherzogliche Tadel verstummt.

Selbstironie

Nach der Schlacht von Ma- genta, in der die Österreicher von den Italienern eine blutige Nieder- lage erlitten, äußerte sich der österreichische Feldmarschall-Leut- nant Fürst Eduard Liechtenstein, voll Sarkasmus: „Merkwürdig, merkwürdig! Auf der Schmelz (dem Truppenübungsplatz in Wien) ist's immer gegangen und da geht's nicht!“ H. G.

Deine Mark-

Deinem Arbeitskameraden!

Hauf-Lose der Reichs-Lotterie für Arbeitsbeschaffung

424 152 GEWINNE UND 20 PRÄMIEN
RM 1.600.000.

Doch, da er nicht nur ein kluger, sondern auch ein nobler Mann war, lobte er seine Frau nicht nur, sondern er beschenkte sie auch, und zwar mit einem kostbaren Hermelinmantel. — Dieser Vorfall beschäftigte die Ehefrauen des ganzen Blank'schen Herrschentums und wurde überall eingehend besprochen. Doch nicht nur das: er trieb auch zur Nachhilfeung an. Die Gattinnen der hohen Beamten gingen auf einmal wieder in die Küche und sorgten selbst für das leibliche Wohl ihrer Herren und Gebieter. Der Lohn würde nicht ausbleiben, davon waren sie überzeugt. Der Winter war noch lange nicht zu Ende. Einige der Damen fanden ihren Pelz schon ganz schäbig und waren deshalb umso hoffnungsreicher; andere hatten überhaupt keinen. Sie trachten und kochten, aber die Gatten hatten es zu ihrer Enttäuschung gar nicht eilig mit der Belohnung. Schließlich fragte Frau Kanter, die Gattin des Landrats, ihren hohen Gemahl necklich: „Gag, Aethurden, was wird deine kleine Frau wohl bald anziehen müssen, wenn



sie die weitere so schöne Dinge kocht?" Der Landrat antwortete, bisfrier als nötig gewesen wäre: „Einen langen schwarzen Reppschleier, Wanda!"

Beim Rechtsanwalt:

„Es ist ziemlich sicher, daß Sie verurteilt werden, außerdem, Sie weisen nach, wo Sie zur Zeit des Einbruchs gewesen sind!"
„Ja — dann werde ich bestimmt verurteilt!"

Das Rätsel

„Der Junge macht dauernd dumme Streiche! Mir ist er direkt ein Rätsel!"
„Ja — und zwar ein ungerechtes!"

Geräusche

„Eind sie denn gar nicht erschrecken, als in Ihrer allernehmsten Nähe das Pulvermagazin explodiert?"
„Oh, ich hatte das gar nicht gehört! Meine Frau hatte nämlich im Zimmer nebenan Kaffeekränzchen!"

Nichts leichter

„Gagen Sie, wie fängt man es an, einen guten Stil zu schreiben?"
fragte jemand den Dichtanten Jonathan Swift, Englands großen satirischen Schriftsteller (1667—1745), dessen politische Satire „Gullivers Reisen" zu den großen Werken der Weltliteratur gehört. — „Nichts leichter!" antwortete der geistvolle Satiriker. „Man muß nur immer das rechte Wort an die rechte Stelle setzen." W.

Fasse dich kurz!

Nedrigkeit ist der geistigen Höflichkeit Reiz, an der die charakteristischen Oberzüge der Menschheit einzuwirken. Im Privatgebrauch mag sich jeder gerne bedienen, soweit er dafür willige und empfangliche Partner findet, die nicht leicht zu beleidigen sind. Aber in amtlichen Verkehr bedeutet sie eine Hemmung und vermindert sie die Aussicht auf den Erfolg des Mitgeteilten. Darum fasse dich kurz! Etwas in der Art, wie es die folgenden Musterbeispiele eines Briefwechsels aus dem an Zeit so reichen klassischen Altertum tun:

1. Kerges an Leonidas:

„Streck die Waffen!"

Antwort:

„Komm und nimm sie!"

2. Philipp von Mazedonien an die Spartaner:

„Ich habe mit meinem Heer die Grenzen eures Landes betreten. Wollt ihr, daß ich als Freund oder daß ich als Feind komme?"

Antwort:

„Keine von beiden."

3. Artaxerges an die Spartaner:

„Wenn ich in euer Land komme, werde ich eure Stadt verwüsten!"

Antwort:

„Wenn!"

Die tapferen Kuttenträger

Im Dreißigjährigen Kriege kam es hin und wieder vor, daß auch Mönche zu den Waffen griffen, um ihre Pfünde zu verteidigen. So fand Gustav Adolf nach der stürmischen Eroberung von Würzburg auf dem dortigen Schloßhof unter den Erbschlagen auch etwa zwanzig Kuttenträger. Die meisten von ihnen aber hatten auf ihren feisten Gefäßstücken einen derartig erlösen und von innerer Lebendigkeit zeugenden Schein, daß der König wie während der Meister, für den er kämpfte, mit lauter Stimme rief:

„Mönchslein, ich sage euch, stehet auf! Es soll euch nichts geschehen!"

Wolglich fanden fünfzehn der Mönchsleichen wieder auf den Beinen.

Motivierte Bitte

Benzel Scholz, der berühmte Wiener Komiker des Vormärz, entschloß sich, bereits in den Erzhöhen, nochmals zu heiraten und zwar ein ganz junges Mädchen. Eine Ehe, die trotz des Altersunterschiedes überaus glücklich wurde. Als die Kollegen im Theater von seinem Plane hörten, versuchten sie Scholz mit allen Überredungskünsten von seinem Entschluß abzubringen. Als die Schauspieler sahen, daß jede Mühe vergebens sei, versuchte schließlich noch der Coiffeur sein Glück und schloß mit den Worten: „Schauu E, Herr Scholz, Sie hab'n immer auf mi g'hört, tun Sie's doch auch diesmal!" H. G.

Die Ursache

Im Gespräch mit Diogenes meinte einer seiner Schüler, es sei doch merkwürdig, daß wohl Arme oder Kranke gerne beschenkt würden, aber fast nie jemand einem Philosophen etwas schenke. Worauf Diogenes antwortete: „Weil man eben an die Möglichkeit denkt, selbst einmal krank oder arm zu sein, dagegen aber vollkommen sicher ist, nie reich und ein Philosoph zu werden." H. G.

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:



Deine Kamera geht Geld verdienen

mit 100 Adressen für den Bilderverkauf: RM 0,75

Fotografieren mit Infrarot

Das Infrarot-Buch mit der höchsten Auflage RM 1,40

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN 2 NO

BÜCHER

Willy Seidel: „Der Tod des Achilleus“ und andere Erzählungen.
Herausgegeben von Ina Seidel. (Stuttgart und Berlin 1936,
Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S.)

Aus dem Nachlaß des leider zu früh verstorbenen Dichters Willy Seidel gibt dessen Schwester den vorliegenden Band heraus, der außer Erzählungen auch Briefe und Gedichte, sowie eine eingehende Lebensdarstellung enthält. Unwillkürlich wird jeder Leser zuerst nach dieser Biographie greifen: einerseits verlockt dazu die bekannte reife Kunst der Menschenschilderung Ina Seidels, andererseits die Persönlichkeit des Verstorbenen selbst. In gewisser Hinsicht steht dieser Nachlaßband ja auch mit den Erzählungen, die er bringt, eindeutig im Zeichen der Einheit von Persönlichkeit und Werk Willy Seidels. Die sieben Novellen sind in den letzten vier Lebensjahren entstanden und kennzeichnen nicht nur die künstlerische Ausdrucksfähigkeit (als deren höchstes Zeugnis mir „Die vier Augen“ erscheint), sondern auch den weltanschaulichen Tiefgang des Dichters. Die Titelnovelle bringt in eindringlicher Weise zum Ausdruck, wie tief Willy Seidel das Todeserlebnis zu fassen wußte. Gleichzeitig aber entzieht er sich uns in keiner Weise als der Weltfahrer, den wir kennen, in dem im beigegebenen Romananfang „Der Sammetfrack“ (um den Beau Brummell) läßt er seine ganze realistische Darstellungskunst vollenden. Überhaupt spielen so entsteht ein einheitliches Bild der vielseitigen und in ihrer Vielseitigkeit doch unzersplitterten Begabung des Dichters, die aus ursprünglichen und schon sehr früh sichtbar gewordenen Kräften gewachsen war. Von Hans aus mit einer herrlichen und schönen Phantasie gesetzt, ließ er sich von ihr in die Welt und in die Ferne treiben, und ließ sich von ihr auch dazu anleiten, sich mit den letzten und tiefsten Dingen der Seele zu beschäftigen. Diesem Nachlaßband darf nachgerühmt werden, daß er ein vollendetes Gesamtbild von Willy Seidels Wesen und Werk entwirft. Wilhelm Kunze

Hamsun: „Der Ring schlief sich.“ (Albert Langen-Georg Müller, München.)

Es geht natürlich nicht an, daß unsreiner einen Hamsun „kritisiert“. Aber wir leben in einer Zeit, die es häufig gemacht hat, daß vor eindrucksvollen Stadtbildern um jeden Preis „Wahrheitsfackeln“ entzündet werden müssen — wenn auch der Begriff „Jugend“ als eines zur Revolte um jeden Preis verpflichteten Faktors andererseits manchmal etwas übernommen erscheint. Am besten ist es wohl, sich auf den großen Dichter selbst zu berufen, der in jüngeren Jahren — etwa in seiner verwegenen Herausforderung des entsagenden alten Tolstoi in „Mysterien“ — sogar vor Respektlosigkeit nicht im Kram palte. Nun denn, wenn er selbst bei Tolstoi die eigensinnige Milde der Entsagung mit frühlichem Hohn angriff, so wollen wir bei ihm die zunehmende Übersteigerung und Verdümmung der Weisheit wenn nicht begnügen, so doch mit geizendem Respekt feststellen. Er ist nämlich in so hohe Regionen aufgestiegen, daß die Atmosphäre um erdgebundene Dinge aus seiner Adersicht schon etwas dünn zu werden beginnt. Ja, wie ein Adler kreist er in seiner Höhe und beobachtet das kribbelnde Kleinzeug, das seinen unermüdblichen Appetit auf Geschöpfe reizt. Und natürlich ist er ein unendlich humorvoller, ja sogar ein gütiger Adler, der mit Liebe verweist, was in sein ungeheures Schfeld kommt. Aber die Weisheit hört nimmer auf und je öfter ein Ring sich schließt, nach Jahr und Tag Rückschau gehalten wird und die Körner immer und immer noch einmal durchs Sieb geworfen werden — wodurch sie bei einem Landmann von der Art Knut Hamsun ja gewiß nicht schlechter werden — um so unauffälliger nähert sich der Zeitpunkt, da der Buddha nur noch mit gekreuzten Armen und Beinen in der vollendeten Weisheit des Schweigens verharren und dem Schöpferumtansung entsagen muß. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Hamsun ein Meisterwerk ist — nur werden die, die ihn am stärksten lieben, sich von solchen Büchern, die sie mit Ehrfurcht lesen, dazu gedrängt sehen, zu den früheren zurückzukehren, die sie sich mit voller menschlicher Hingabe und Begeisterung zu eigen machten. Peter Scher

Ruppert Reckling: „Ein Kaiserreich auf Aktien.“ Ein Journalist erzählt. (In Leinen M. 7.50. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin.)

Tief im Innern Afrikas, unweit der Quellflüsse des Nil, dort also, wo Großbritannien, das englische Sudan und damit Nordafrika mit seinen mittelafrikanischen Besitzungen zu verbinden, über Frankreichs Absicht, ein großes mittelafrikanisches Reich zu errichten, stierte, in einem Gebiet, wo sich englische Kolonialpolitik mit dem aufstrebenden Kongostaat und andererseits mit der überlegenen Tatkraft des großen abessinischen Kaisers Menelik zu

messen hatte, dort liegt das Reich des letzten märchenhaften Kaiser-Gottes, des letzten Pharaonen von Kusch. Dieses Reich Kaffa, eben von dem abessinischen Ras Walde Giorge unterworfen, soll nach den Plänen eines an der Grenze des Kongostates selbsthaft gewordenen arabischen Elfenbeinhändlers und Sklavenjägers, Zober Bey, auf Aktien neugegründet und so der europäischen Wirtschaft erschlossen werden. Was und wer dabei mitspielte, wie sich der in weitem Umkreis gefürchtete angeblich arabische Zober Bey als ein deutschblütiger Abenteuerer von ungewöhnlicher Begabung herausstellt bis zu der denkwürdigen Unterhaltung im Park des belgischen Königsschlusses zu Laeken, in der König Leopold den Plan zu Ende formt, durch den verwirklicht werden soll, was Zober Bey beabsichtigt hatte, von all diesem wird in dem neuen Bande der Erinnerungen berichtet, und zwar in einer Art, die weit über das gewöhnliche Maß der Berichterstattung hinausgeht. Dramatisch spannende Abenteuer und kühn überwandene Fähigkeiten, Begegnungen mit allen in der Kolonialgeschichte berührt gewordenen Persönlichkeiten sind fast nur der selbstverständliche Umriß. Das Wesentliche und Unnachahmliche dieser Aufzeichnungen ist aber die meisterliche Art der Erzählung, die erleben läßt, wie sich politisches Geschehen, Machtkampf und Aufstreben der Völker verwirklicht in der Tatkraft, dem Opfermut und der Entschlossenheit einzelner führender Persönlichkeiten. Darum sind diese Erinnerungen weit mehr als ein Tatsachenbericht, sie sind ein Blick gleichsam in das Herz der großen Politik, der überdies Einsichten und Erkenntnisse vermittelt, die gerade heute, da Deutschland erneut sein Recht auf Kolonien anmeldet, von höchster Bedeutung sind.

Hans Reiser: „Einer ging in die Wildnis.“ (Paul List Verlag, Leipzig.)

Jahre hindurch konnte Hans Reiser seinen Freunden als verschollen gelten. Man erinnerte sich zuweilen noch seiner Absicht, der zivilisierten Welt den Rücken zu kehren und in der unberührten Wildnis südamerikanischer Wälder zu den Ursprüngen zurückzufinden. Immer spärlicher Kunde gelangte in die Heimat, die Jahre verstrichen, und man vergaß. — Unterdessen kämpfte sich der wagemutige Münchner, entsagend und entbehrend und nur vom Triebe des Wanderns und Erlebens besessen, über unermeßliche Strecken des südamerikanischen Kontinents zu den Quellflüssen des Amazonas hinauf, baute im menschenleeren Dickicht des tropischen Urwaldes seine Hütte. Und nun berichtet der in die Heimat Zurückgekehrte, von ihr Zurückerufene, in einem inhaltsreichen Buch. Eine Reisebeschreibung also, ein Buch der Abenteuer? Weit mehr als das. Denn Reiser bleibt nicht an der Oberfläche dieser fremdartigen Welt und ihren Erscheinungsformen haften, er durchdringt sie, wird eins mit ihnen und spricht in ihrer Sprache, Einsamkeit und Naturnähe verleihen ihm die Heilsicht des Primitiven, aber sie verleihen ihm auch dessen Demut und heilige Scheu vor der Größe unlösbarer Rätsel. Aus der Schöpfung selbst, aus der frucht-spendenden Erde, aus der Berührung mit Pflanzen und Tieren quillt ihm ewige, unveränderliche Weisheit. — Nein, es ist kein Buch photographischer Wiedergabe, kein Buch der kalten Beobachtung, der Virtuosität und Überheblichkeit. Es ist die Offenbarung des ersten Menschen. So sah dieser die Welt, und so sprach er mit seinem Gott. A. Wisbeck

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60





Wir lernen vom Tonfilm

Wir Foto-Amateure gehen mit ganz anderen Augen ins Kino, wie das der Foto-Analaphat tut. Selbstverständlich lachen auch wir über eine echte Komik und wissen wir die Besonderheiten in wirklich gelungener Darstellung bestimmter Handlungen zu schätzen. Aber unser Wertmaßstab wird darüber hinaus noch erweitert; wir urteilen auch nach der fotografischen Seite oder besser: wir sollten es tun!

Denn da können wir allerlei lernen. Wir stellen fest, wie der Kameramann das Gegenlicht zu frischer Darstellung ausnutzt, wie er bei Schneeaufnahmen das streifende Licht bevorzugt, um Spitzlichter herauszuheben und das Stäuben des Schnees zum Ausdruck zu bringen, und wie er alle Möglichkeiten des Kunstlichts zu Hilfe nimmt, sich in der Beleuchtungswahl einzelnen inhaltlichen Momenten anpaßt. Und gerade diese gestalterischen Belange des Kunstlichts liegen uns besonders nahe, weil wir ja selbst jetzt mitten in der Kunstlichtzeit drinstehen.

Ein Einwand, der selbstverständlich kommen wird und muß: Was nützen die schönsten Feststellungen, wenn die Kinosäle über alle möglichen Lichtquellen ganz nach Wunsch verfügen? Ganz sicher fehlt es hier an solchen Hilfsmitteln nicht. Aber wir müssen

weiter gehen; wir sind ja nicht an Belichtungszeiten von $\frac{1}{16}$ Sekunde gebunden, wie sie der Tonfilm mit seinen 24 Aufnahmen pro Sekunde benötigt, sondern können wesentlich länger belichten. Und so bleibt die Feststellung, daß wir eine Hauptrichtung der Beleuchtung und Nebenrichtungen zum Aufheben finden, auch für uns wegweisend. Denn das können wir mit einer oder zwei Nitraphotolampen und geeigneten Reflexschirmen ebenso gut erzielen.

Weiter finden wir Gelegenheit zu beobachten, wie durch Wahl einer geeigneten Perspektive Klarheit in der motivischen Erfassung erzielt wird. Kulturfilme vermitteln oft ein gutes Bild vom Wesen der Heimatfotografie, wo man aus einzelnen Bausteinen das Ganze erbaut. Und für den Kino-Amateur lohnt es sich in Sonderheit, auf die Bewegungsmomente, auf den Bildwechsel und Bildschlitt zu achten.

Gedanken über das Farbenfoto

Die Erfindungen auf dem Gebiete der Farbenfotografie sind inzwischen vorangeschritten und vor allem so weit gediehen, daß die Qualität hinsichtlich der Farbwiedergabe restlos vollwertig ist. Wir besitzen nicht allein Methoden für das farbige Einzelbild, sondern insbesondere auch für den

Farben-Tonfilm. Einzelne Proben wurden inzwischen hier und da bereits der Öffentlichkeit vorgeführt.

Nicht zu Unrecht erwartet man heute vom Farben-Tonfilm aus eine Umstellung hinsichtlich der Auffassung des fotografischen Bildes überhaupt. Aber man darf nicht verallgemeinern; man darf nicht sagen, daß in der Zukunft ausschließlich das farbige Bild ein Recht besitzt. Vielmehr werden Farben- und Schwarz-Weiß-Bild nebeneinander bestehen und jede beider Formen wird ihren besonderen Bereich haben.

Denn wir wollen uns darüber klar sein, daß auch die Anwendung des Farbenfotos seine Grenze hat. Maßgebend ist ja nicht allein, daß wir ein Bild wegen seiner Farbe schneller und leichter erfassen als das in Helligkeiten übersetzte Schwarz-Weiß-Foto. Denn ein Farbenfoto kann erst dann Berechtigung haben, wenn motivisch und gestalterisch alle Voraussetzungen gegeben sind, um die Farbe als solche zu rechtfertigen.

Es darf also nicht gesagt werden, daß ein Schwarz-Weiß-Bild in Zukunft durch das Farbenfoto verdrängt wird. Die Ausdrucksmöglichkeiten im Schwarz-Weiß-Bild sind auf seinem Gebiete nicht durch ein anderes Verfahren zu ersetzen. Immer werden wir hier ein Vorherrschen elementarer Inhalte antreffen, die aber gerade auf Grund dieser Eigenschaft so besonders packen. Diese elementaren Momente müssen im Farbenbild zurückbleiben, weil hier der optische Eindruck alles überwiegt.

Die Farbe ist zweifellos das Primäre, welches den Menschen fesselt. Je oberflächlicher er denkt, je mehr er auf Entspannung ohne tieferes inneres Mitgehen eingestellt ist, desto mehr reagiert er auf Farbe. Indem wir die Farbenfotografie so benutzen, damit eine spontane und bejahende Reaktion bei der Bildbetrachtung erfolgt, dürfen wir uns nicht allein von diesen Umständen leiten lassen, sondern wir müssen bemüht sein, auch die besonderen gestalterischen Faktoren zu berücksichtigen, die dem Farbenbild Wert geben. Das Farbenfoto bleibt also zunächst eine Komposition auf optischer Grundlage, bei der die Harmonie der Farben das Ganze trägt. Das Schwarz-Weiß-Foto ist mehr abstrakt, indem es auf Grund von Licht, Linie und Gestalt ein tieferes Einfühlen fördert.

Um auf dem Gebiete der Farbenfotografie Vollkommenes zu leisten, wird man sich einleben und einfühlen müssen in die Besonderheiten dieser Ausdrucksform. Und erst Erfahrungen werden hier den richtigen Weg bringen. Doch von einer Vorherrschaft wird man nicht sprechen dürfen. Vielmehr bleibt jedes in seinem Rahmen.

Die Last des Fotowelt

Vierteljahrespreis 7 Mark, Heftpreis 60 Pfennig

1936 / JUGEND NR. 49 / 1. Dezember 1936

Verleger: Dr. G. HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftsätze: L. V. GEORG POSSELT. — Für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG, München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA & Co., Wien I, Wallzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG, München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG, Buch- und Kunst-Druckerei, München, Hermsstraße 10. — D. A. III, V. 379. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuscripts sent out to the Redaktion der „Jugend“, München, Hermsstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die neue Amme

Hauber



„Gedeihen wird er wohl — doch nicht zum Heil der Welt“.